

ZEI

Die Zeit

6. Aug. 1982 № 3 2

Quelle

Datum

Taktik schlägt Technik

Militärische Einsichten
aus dem Falkland-
und dem Libanon-Krieg

Von Josef Joffe

Port Stanley/Tel Aviv

Wir konnten nur noch „Deckung“ brüllen“, erinnert sich der Kapitän des britischen Zerstörers *Sheffield*. „Drei oder vier Sekunden später schlug die Rakete ein und explodierte. Nach 20 Sekunden war der ganze Mittelaufbau in schwarzen, stechenden Qualm gehüllt.“ Der stundenlange Kampf gegen die Flammen war vergeblich. Captain James Salt läßt das Schiff räumen; die „shiny Sheff“, das glänzende Prunkstück der Falkland-Flotte, ist nicht mehr.

Noch in derselben Woche resümiert Admiral Stansfield Turner, einst Chef des CIA: „Die Existenz dieses Schiffes wurde durch den Angriff eines einzigen Flugzeuges, einer einzigen Rakete beendet.“ Weltweit beflügelt der Untergang der *Sheffield* die professionellen Weissager in Politik und Publizistik zu ähnlichen Schnellschlüssen. Wenn eine wohlfeile *Exocet*-Rakete (500 000 Mark) einen sündteuren Zerstörer (120 Millionen Mark) vernichten könne, dann sei die Zeit der großen Schiffe endgültig vorbei. Die Zukunft gehöre den Mikrochips, den billigen „intelligenten“ Waffen mit Radaraugen und Computergehirn, dem „automatisierten Schlachtfeld“.

Doch der Admiral irrte gleich doppelt. Nicht ein, sondern zwei Flugzeuge hatten die *Sheffield* angegriffen. Nicht eine, sondern zwei Raketen wurden ausgeklinkt. Eine *Exocet* flog blindlings daneben und versank irgendwo im Meer. Die zweite traf zwar, explodierte aber nicht – allen frühen Kriegsberichten zum Trotz. Das Schiff hatte dennoch Unglück im Glück: Ein bizarrer Zufall bescherte der *Sheffield* den Flammentod.

Der Raketen-Blindgänger hatte noch für eine Flugminute Treibstoff in der zweiten Triebwerksstufe. Und er landete nicht etwa in der Befehls-

zentrale, sondern in der Kombüse, wo chinesische Köche mit gewaltigen Friteusen hantierten. Der Feuerschweif der jäh gestoppten *Exocet* setzte erst das Bratöl in Brand, dann die Plastikmöbel in der Messe, schließlich die PVC-isolierten Elektrizitätskabel. Mit der Stromversorgung brach das Löschsystem zusammen, zugleich breiteten sich giftige PVC-Schwaden aus, die die Feuerbekämpfer zurücktrieben. Fazit: Die *fish-and-chips* waren schuld, nicht die Mikrochips.

Britische Auswerter gehen heute davon aus, daß mindestens vier Anti-Schiff-Raketen vom Typ *Exocet* abgefeuert wurden. Aus der Trefferbilanz läßt sich indes kaum ein Grabgesang für das klassische Kriegsschiff ableiten. Eine Rakete traf, explodierte aber nicht. Die zweite wurde ins Meer abgelenkt. Die dritte traf und explodierte zwar, konnte ihr Ziel (die HMS *Glamorgan*) aber bloß verwunden. Nur die vierte funktionierte programmgemäß: Sie traf, explodierte und versenkte – dennoch mit einem entscheidenden Schönheitsfehler. Sie erwischte nämlich das falsche Schiff

(den Nachschubtransporter *Atlantic Conveyor*), nicht den Flugzeugträger, für den sie bestimmt war.

Immerhin ist die französische *Exocet* unter den „intelligenten“ Waffen eine der klügsten. Unabhängig von der leitenden Hand des Schützen lenkt sie sich mit Hilfe eines eingebauten Radarsuchkopfes selbst ins Ziel. Gleichwohl traten die Grenzen maschineller Intelligenz gerade vor den Falklands allzu deutlich zutage. Die britische Abwehr führte nicht etwa noch klügere Gegenwaffen ins Feld, sondern altmodisches Silberpapier (Fachjargon: *Chaff*), wie es schon in den frühen vierziger Jahren die Radars verwirrt hatte. Durch das Radarauge betrachtet wirkt eine Wolke reflektierender Aluminiumstreifen wie ein dichter Nebelvorhang. Das Ziel wird unsichtbar, die Rakete schießt ins Absichts. Mit derlei Uralt-Tricks gelang es den Briten, zwei von vier *Exocets* in die Irre zu führen. Radar lenkt, der Mensch denkt.

„Blöde“ Bomben und waghalsige Piloten haben mehr Unheil im Südatlantik angerichtet als Anti-Schiff-Raketen“, vermerkt Jonathan Alford, Vize-Direktor im Londoner Institut für Strategische Studien (IISS). Die *Exocet* schlug nur dreimal ein, insgesamt aber wurden 16 Schiffe Ihrer Majestät getroffen – in der Mehrzahl von simplen herkömmlichen Abwurfbomben. Allerdings mußte die argentinische Luftwaffe einen außerordentlich hohen Preis für ihr Bravado entrichten. „Sie verloren 50 bis 60 Prozent ihrer angreifenden Flugzeuge, um vier unserer Schiffe zu versenken“, rechnet ein Auswerter im britischen Verteidigungsministerium vor. Schiffeversenken ist noch immer ein kostenträchtiges Spiel.

Die Negativbilanz für die Argentinier wäre noch ärger ausgefallen, wären die Engländer nicht mit der falschen Flotte vor den Falklands aufgeföhren. Innerhalb der Nato-Arbeitsteilung haben sich Nelsons Nachfahren immer mehr auf zwei Aufgaben konzentriert: auf die U-Boot-Abwehr im Nordatlantik und die Seeverstärkung für die Nato-Nordflanke. Vernachlässigt wurden dabei die Instrumente der Luftherrschaft: fliegende Frühwarnsysteme und Jäger mit längerem Atem

B498E07

als die *Harrier*. Für den Luftschutz sorgen im Allianzverband die amerikanischen Mammutflugzeugträger und die landgestützten Marineflieger der diversen Nordsee-Anrainer.

Für den Einsatz im Südatlantik mußten zwei leichte Flugzeugträger herhalten – die *Hermes* und die *Invincible* –, mit Decks, die gerade für die *Harrier* gut genug waren. (Die *Harrier* kann notfalls auch senkrecht starten und landen – dies aber bei enormem Treibstoffverbrauch.) Die kerosinsaufenden „Hasenhunde“ konnten höchstens 40 Minuten lang in der Luft bleiben, zu kurz, um einen weitreichenden Luftschuttschirm aufzuspannen. Auch fehlte ein fliegendes Frühwarnsystem, wie etwa die amerikanische E-2C *Hawkeye* („Habichtsauge“), ein schlagendes As

jeder modernen Kriegführung (siehe Kasten S. 10).

Die elektronischen Augen der E-2C können sowohl nach unten als auch weit über den Horizont eines Schiffsradars blicken: gut 300 Kilometer nach beiden Seiten. Zwischen Festland und Flotte kreuzend hätte ein solcher Späher die Argentinier schon beim Start registriert: früh genug, um die eigenen Jäger auf den Eindringling zu hetzen. Dem „Habichtsaug“ wäre auch keine *Exocet* entgangen – falls es das Trägerflugzeug überhaupt geschafft hätte, in Abschußnähe vorzustößen. So aber konnten sich die argentinischen Kampfbomber unbemerkt im Tiefflug anpirschen. Der Falkland-Krieg dramatisiert also nicht die Vergänglichkeit großer Überwasserschiffe, sondern eher das Gegenteil: den Wert von ausgewachsenen Flugzeugträgern, die – weil reichlich mit Langstreckenjägern bestückt – großflächige Kampfareale abdecken können.

Trotz Frühwarnlücke konnten die Briten mehr als die Hälfte der argentinischen Angreifer abschießen. Nur: Auch bei der Flugabwehr wollte die scheinbar so glatte Gleichung „billige Rakete – teurer Treffer“ ebenso wenig aufgehen wie im Duell *Exocet* gegen Schiff. In der ersten Woche der Falkland-Invasion verfeuert die britischen An-

lander 45 Kurzstrecken-Raketen (in der Mehrzahl *Rapier*), doch nur neun vernichteten ihr angepeiltes Ziel – 20 Prozent. Auf der Gegenseite lag – laut britischen Angaben – die Trefferquote der vielgerühmten deutsch-französischen *Roland* gar bei Null: Kein einziger *Vulcan*-Bomber, keine einzige *Harrier* sei dieser Fla-Rakete zum Opfer gefallen.

Noch drastischer wird die Diskrepanz zwischen Aufwand und Gewinn, wenn die Erfahrungen aus dem Jom-Kippur- und Libanon-Krieg mitbilanziert werden. „Im Jom-Kippur-Krieg wurden 1800 schwere Raketen gegen unsere Flugzeuge abgefeuert“, erinnert Ex-Luftwaffenchef Benjamin Peled in einem Gespräch mit der *ZEIT*. „Getroffen wurden nur 36.“ Seitdem ist die Überlebenschance israelischer Flugzeuge schier ins Unendliche gewachsen – zumindest gegenüber den Geschossen der syrisch-sowjetischen SAM-6-Batterien im Libanon. Die SAM-6 erzielten keinen einzigen Treffer – weil sie im Vorausschlag vernichtet wurden.

Bei der Falkland-Fla brillierte – gänzlich unerwartet – ein altdienst-schlichtes Trio: das Maschinengewehr (Erstinsatz: im amerikanischen Bürgerkrieg 1861–1865), das schnellschießende 4,5-Zoll-Schiffsgeschütz und die senkrechtstartende *Harrier*. Ein Augenzeuge der Schlacht von San Carlos: „MG's haben ein halbes Dutzend A-4 *Skyhawk* vom Himmel geholt. Die Schützen haben den Tieffliegern einfach einen Kugelvortrag entgegengeschleudert. Die mußten da durch und wurden unweigerlich getroffen.“

Das höchste Lob der Briten aber gilt einer Waffe, die in westlichen Militärkreisen bislang eher herablassend gehandelt wurde: der *Harrier*. Im Vergleich zu den Paradedeckeln der Nato-Luftwaffen wie etwa *Tornado* und F-15 *Eagle* (jede kostet um die 70 Millionen Mark) erscheint die *Harrier* wie ein temperamentloser Freizeit-Klepper: viel billiger zwar, aber zu kurzatmig, zu langsam, zu leicht bewaffnet. Doch gerade ihre Trägheit erwies sich als unschlagbarer Joker.

Als einziger Kampf-Jet der Welt besitzt die *Harrier* die entnervende Fähigkeit zum „*vectoring in flight*“, Pilotenjargon für abrupte Kurswechsel bis hin zum völligen Schwebestillstand in der Luft. Derlei Standfestigkeit ließ die hochgezüchteten *Mirage* der Argentinier einfach an ihrer Beute vorbeidonnern: Plötzlich wurde der Jäger zum Gejagten, sein hitzspeiendes Triebwerk zur perfekten Zielscheibe wärmesuchender Raketen.

Ein gefangener argentinischer Pilot gab denn auch zu Protokoll: „Wir konnten nicht mit einem Flugzeug fertig werden, das erst vor, dann aber plötzlich hinter uns stand.“ Der Erfolg der langsamen *Harrier* (über 20 Abschüsse) mag eine interessante Lektion für finanzschwache Verteidigungsministerien enthalten, die immer mehr Geld für immer weniger Gerät ausgeben müssen. „Wir zahlen Extra-Millionen, damit unsere Maschinen drei-

fache Schallgeschwindigkeit erreichen“, sagt Strategie-Experte Jonathan Alford. „Nur: Wie viele Kampfsituationen gibt es, in denen Mach Drei gefordert wird?“

☆

Taktik ist wichtiger als Technik. Diese nicht gerade neue Weisheit wurde auch im Falkland- und Libanon-Krieg dauernd bestätigt. Und nirgendwo deutlicher als im Kampf gegen jene hochgezüchtete Technik, die in den Arsenalen des Warschauer Paktes den Sockel der Tiefflieger-Abwehr bildet: die SAM-6, radargesteuert und in Drillingsformation auf Ketten montiert.

In den ersten Tagen der israelischen Invasion verloren die Syrer rund 20 SAM-6-Batterien, ihr gesamtes Aufgebot im Bekaa-Tal. Da die Israelis über ihre Taktik eisern schwiegen, trieb die Spekulation üppige Blüten. Leser der westlichen Presse konnten zwischen zwei Hauptvarianten wählen: ● Der wundeste Punkt einer SAM ist ihr Such- und Leitradar. Kennt man die Frequenz (die häufig im raschen Rhythmus wechselt), kann man entweder den Sender stören („*jamming*“) oder eine radarsuchende Anti-Rakete am Strahl entlang in die Stellung schießen. Laut Variante I hätten die Israelis zunächst unbemannte Kleinstflugzeuge („Drohnen“) vorgeschickt, um die Sendefrequenz

B498E08

Quelle

Datum

3

B498E09

herauszukitzeln. Im zweiten Anlauf hätten sie ihre Frühwarn-Hawkeye ins Störmanöver geworfen, im dritten schließlich ihre F-16, die nun die Stellungen unbehelligt zerbomben konnten: Deren Radar war ja blind. Eine komplizierte, zeitraubende Geschichte, die auch daran krankt, daß die Hawkeye gar keine Jamming-Apparatur besitzt.

● Noch fantastischer klingt die „Doppel-Whopper-Theorie“. Auch sie nimmt an, daß eine erste Drohne die SAM-Frequenzen ausgelotet hätte. Dann aber sei eine zweite, nachgerade in James-Bond-Manier, eingeflogen: vollgestopft mit Sprengstoff und von einem frequenzgerechten Radar-Detektor gesteuert. Einem seelenlosen Kamikaze gleich, hätte sich der Mini-Stuka am Radarstrahl entlang ins Ziel gestürzt. Einen großen Bums wird die Drohne (Spannweite: knapp vier Meter) dabei kaum ausgelöst haben, denn die israelischen Scout- und Mastiff-Spione können nur etwa 15 Kilo zuladen – nicht genug, um neben der Standardausrüstung (Video- und Filmkamera zur Bodenüberwachung) auch noch Bomben mitzuschleppen.

Die plausibelste Methode – mehr Taktik als Technik – ist ebenso simpel wie genial. Eine kamerabestückte Drohne kreist nahezu unsichtbar in etwa 3000 Meter Höhe über der SAM-Stellung und gibt das TV-Bild an eine Artilleriebatterie in sicherer Entfernung weiter. Dem ersten Schuß aus

20 oder 30 Kilometern folgt die Sofort-Korrektur per Video-Bild, der zweite trifft ins Schwarze (siehe Graphik). „Wichtig sind stand-off-Waffen“, orakelt der frühere Premier und Stabschef Jitzchak Rabin, „die weiter reichen als der Gegner zurückschießen kann. Und das müssen nicht unbedingt Raketen oder Flugzeuge sein . . .“

Seit Ende der siebziger Jahre übt die israelische Armee solchen Fernbeschuß, um SAM's ohne den Einsatz kostbarer Flugzeuge ausschalten zu können. Es ist die Fortführung klassischer Artillerietaktik mit zeitgerechten Mitteln: Anstelle eines exponierten Vorwärts-Beobachters übermittle eine billige Drohne ballistische Berichtigungsdaten. Das Systempaket Scout („Pfadfinder“) mit einem halben Dutzend Drohnen kostet etwa vier Millionen Dollar, den Bruchteil eines modernen Kampflugzeuges.

☆

Laut Clausewitz gibt es nur einen einzigen Grund, weshalb ein Soldat ausgehoben, ausgerüstet und ausgebildet wird, weshalb er ißt, trinkt, schläft und marschiert – damit er im richtigen Moment an der richtigen Stelle kämpft. Auf den Punkt gebracht, ist dies das Fundament aller Kriegskunst. Dahinter verbirgt sich freilich ein Bündel von Faktoren, das nie in den fein-gefächerten Kräfte-Tabellen auftaucht: Timing, Kampfmoral, Aufklärung, Durchhaltevermögen, Initiative, Training, schließlich das, was die Franzosen le sens du praticable nennen – Terrain-Kennntnis, Logistik, Koordination.

Diese taktischen Fähigkeiten lassen sich weder messen noch wiegen; sie haben aber die Kriegsgunst auf den Falklands und im Libanon viel nachhaltiger bestimmt als die ultra-modernen Arsenalen der Transistorzivilisation.

Vielleicht würde ein dritter Weltkrieg wie „Star Wars“ ablaufen; bis auf den „hi-tech“-Luftkampf über dem Libanon aber hätten aber auch Hannibal oder Napoleon die Kampagnen im Südatlantik und Nahen Osten durchschauen können. Der Karthager griff – für die Römer unvorstellbar – nach einem Elefanten-Marsch über die Alpen aus Norden an. Nicht anders die Engländer. Sie landeten nicht vor Port Stanley, wo General Menendez die Attacke erwartete, sondern am entgegengesetzten Ende der Insel: bei San Carlos. Sie landeten nicht im hellen Sonnenschein, sondern im Schutze der Nacht. Als die argentinische Luftwaf-

fe am nächsten Vormittag über San Carlos zum Abwehrschlag ausholte, war es zu spät: Der Brückenkopf war bereits etabliert und armiert.

Zur Entscheidungsschlacht um Port Stanley traten die Elite-Einheiten des nördlichen Angriffskeils (je ein Para- und Kommando-Bataillon) zu Fuß an – nach einem viertägigen Gewaltmarsch quer über die Insel. Verblüfft registrierten die Argentinier – die Briten hatten ihnen zuvor die Hubschrauber zerschossen –, daß Beweglichkeit auch per pedes erzielt werden kann. Wohl besaßen sie Kolonnen nagelneuer Mercedes-Geländewagen (komplett mit Zigarrenanzünder und Lenkradbezug); dafür fehlte ihren jungen Wehrpflichtigen die Puste zum Marschieren.

Lapidar vermerkt Jeremy Moore, bis vor kurzem Befehlshaber der Insel-Invasoren: „Wir kamen aus unerwarteten Richtungen.“ Fast identisch der Schluß von Avishai Katz, dem Kommandeur des israelischen Pionierkorps: „Es ist besser, das Terrain zu attackieren als den Gegner – damit man hinterher aus gänzlich unerwarteten Richtungen anmarschieren kann. Kurz vor Beirut, zum Beispiel, haben unsere Pioniere mitten in der Nacht eine neue Straße durch die Berge geschlagen – ein paar Kilometer nur, aber sie reichten aus, um den Panzern einen Angriff im Rücken einer schwerbefestigten syrischen Stellung zu ermöglichen.“

In beiden Kriegen spielte die taktische Überraschung einen entscheidenden Part. Die Engländer erzielten den entnervenden Effekt mit ihrer nächtlichen Landung am unerwarteten Ort, aber auch mit der Versenkung des Kreuzers *Belgrano* außerhalb (!) der genau abgezielten Kriegszone. Zugleich verbreiteten sie gezielt die Nachricht, eine

„Schreckenswaffe“ habe das mörderische Werk vollbracht: der legendäre *Tigerfish*-Torpedo, der drahtgesteuert und geräuschlos im Hundert-Kilometer-Tempo Unterwasserstrecken bis zu 30 Kilometern überbrücken kann. In Wahrheit war es bloß ein herkömmlicher „Mark IV“-Torpedo, doch die argentinische Marine blieb seitdem in respektvoller Ferne.

Auch die Israelis durchbrachen die „Regeln“, sprich: die eingefahrenen Erwartungen der Palästinenser. Denn aus den vorangegangenen Libanon-Aktionen („Fatahland“ 1977, „Litani“ 1978) hatte die PLO zweierlei gelernt: Die Israelis scheuen den Städte-Kampf (Tyros war praktisch die zweite Hauptstadt der PLO); außerdem ziehen sie sich

Quelle

Datum

nach vollendetem Muskelspiel bald wieder zurück.

Zwar war der Juni-Angriff keine Überraschung für die PLO (den hatten sie seit Monaten kommen sehen), wohl aber die Taktik. Diesmal eroberten die Invasoren nicht nur Tyros, Sidon und Nabatiye; mit der ersten See-Landung seit der Staatsgründung schnitten sie den PLO-Truppen auch noch den Rückzug nach Beirut ab. Anders als die Litani-Operation, die stockend und auf breiter Front nach Norden vorstieß, exekutierten die Israelis im vorigen Juni eine klassische Blitzkrieg-Taktik: Sie umgingen und isolierten diverse Widerstandsnester, erst nach dem Stillstand vor Beirut kämpften sie die PLO-Positionen hinter den eigenen Linien nieder.

Seit Moses seine Späher ins Gelobte Land vorschickte, ist die gründliche Aufklärung das erste Gebot jeglicher Kriegführung. Briten und Israelis hatten diesen Teil der Schlacht jeweils schon gewonnen, bevor der eigentliche Kampf begann. Typisch ist die (mehrfach bezeugte) Geschichte von dem Hirten, der ein Jahr lang eine armselige Ziegenherde vor einem PLO-Depot südlich von Khalde bewachte. Nach dem Durchbruch überraschte er seine Bekannten im neuen Gewande: Anstelle seiner langen Dschallabiyah trug er eine Uniform der israelischen Armee.

Die Episode zeigt freilich auch die Grenzen der Lektion. In einem anderen Guerilla-Krieg wären solche Nachrichten-Scoops nicht möglich gewesen. Wie kein anderer hat der Vielvölker-Staat Israel reichlich polyglotte Bürger, die unerkannt im Libanon untertauchen konnten. Noch entscheidender war eine zweite Besonderheit: Im Süd-Libanon gelang es der PLO nie, wie einst Guerilla-Altvater Mao vorschrieb, als „Fisch im Wasser“ zu leben. Drusen, Christen und Moslems betrachteten die Palästinenser als Eindringlinge und Usurpatoren, die Israelis als Befreier. Es überraschte deshalb kaum, daß die Südlibanesen massiv Informations-Hilfe leisteten.

Triumphe bei Nacht

Hinzu kam, daß die PLO - anders als etwa Vietnamesen und Algerier - nie den Sprung von der klassischen Hinterhalt-Taktik (laut Mao die erste Phase) zur großräumigen Strategie geschafft hat. Sie kämpfte allenfalls in Kompaniestärke, freilich ohne Koordination mit anderen Einheiten, mit Panzertruppen oder Artillerie. Selbst „Tauben“ und lautstarke Begin-Gegner wie der ehemalige Stabschef Mordechai Gur finden an der Kampfkraft der PLO wenig Rühmenswertes: „Es hat sich gezeigt, daß die PLO bloß eine Terror-Organisation ist - mit viel Geld und viel Gerät.“

Die Briten schlugen ihre Aufklärungsschlacht in den Wochen vor der Invasion. Während die Flotte vor den Falklands kreuzte, landeten Einheiten des *Special Boat* und *Special Air Service* auf den Inseln - per Paddelboot oder Fallschirm. In kleinen, autarken Gruppen spähten sie argentinische Positionen aus, registrierten Stärke und Stellung einzelner Truppenteile. Zugleich übten sie sich in blutiger Psycho-Kriegführung. Einsame Vorposten wurden nächtens mit dem Messer niedergemacht, mobile Radarstationen flogen in die Luft, Angst vor dem unsichtbaren Feind griff um sich. „Damit“ - so General Moore - „haben wir jene psychologische Überlegenheit gewonnen, die in ihr Bewußtsein einbrannte, daß wir gewinnen würden.“

Gelegentlich siegte auch schiere Chuzpe. Während der Schlacht um die heftig umkämpfte Siedlung von Goose Green schickte Major Keeble (sein Bataillons-Kommandeur war bereits gefallen) zwei Gefangene als Parlamentäre über die Linien. Sie überbrachten eine Botschaft der Engländer, die etwa so lautete: „Unsere Stärke ist überwältigend, Ihre Position aber ist unmöglich. Wir wollen Blutvergießen vermeiden, aber wenn Sie trotzdem kämpfen wollen, dann tragen Sie besser Sorge für die Sicherheit der Zivilisten hier.“

Als die Argentinier dann zur Kapitulationsparade antraten, bemerkten die fürwitzigen Briten schockiert, daß die andere Seite fast 1500 Mann

stark war - dreimal stärker als die eigene Truppe.

Schwerer, vielleicht am schwersten, schlugen Taktik und Training zu Buche. Aktiva dieser Art beginnen bei der scheinbar simplen Fähigkeit zum Nachtkampf, sie enden bei der komplizierten Kriegs-Choreographie, die sich „Verbund der Waffen“ nennt. In der britischen Armee gehört der Nachtkampf zum Standardrepertoire, bei den argentinischen Truppen gab es bloß massenhaft teure Restlichtverstärker, die niemand zu nutzen wußte. „Die Argentinier“, so ein Major der 5. Brigade, „scheuten einfach das Dunkel.“ Ihre entscheidenden Triumphe errangen die Engländer denn auch bei Nacht - von der Landung in San Carlos bis zur Schlacht am Tumbledown Mountain bei Port Stanley. Desgleichen die Israelis: Sie nahmen den Schlüsselstützpunkt der PLO, Beaufort Castle, im nächtlichen Handstreich ein.

Israelis und Briten hatten ohnehin den gemeinsamen Trainingsvorteil. Was für andere Armeen das Manöver, ist für die israelische der Krieg: Dies war schon der fünfte in 34 Jahren, die beiden vorangegangenen Libanon-Operationen nicht mitgerechnet. Doch auch viele Briten, zumal die Fallschirmjäger, hatten ihre Feuertaufe längst hinter sich: Ihre „praktische“ Ausbildung fand in Nord-Irland statt. „Dort mußten sie allerdings mit gefesselten Händen kämpfen“, betont Lawrence Freedman, Strategie-Professor am Londoner King's College. „Auf den Falklands war Zurückhaltung nicht mehr Pflicht. Nach wochenlanger Untätigkeit in den Schiffen landeten diese Bur-schen mit maximalen Aggressionsgelüsten - ready to kill.“

„Gigantisches Uhrwerk“

Hier liegt der eigentliche Ursprung des britischen Sieges: Im Zusammenprall zweier ungleicher Gegner. Die reine Zahlenrechnung führte zwangsläufig in die Irre. Die Argentinier hatten zwar fast doppelt so viele Soldaten auf den Inseln; sie waren mindestens ebenso gut ausgerüstet wie die Engländer; sie hielten schließlich den Vorteil der Verteidigung. Nur: Das echte Kräfteverhältnis war genau umgekehrt. Es kämpften die besten Einheiten der britischen Armee - Marineinfanteristen, Fallschirmjäger, Kommando-Truppen - gegen ein Wehrpflichtigen-Kontingent, das in der Mehrzahl aus jungen, unerfahrenen Rekruten bestand. Erst wo die Argentinier ebenfalls Elite-Einheiten in die Schlacht warfen - wie etwa im Luftkampf -, neigte sich die Waage wieder zur Mitte.

4
B498E10

Ähnlich die Ausgangslage im Libanon-Krieg. Wohl könnten die Syrer den Israelis schwere Verluste zufügen. Doch fehlte ihnen das taktische Geschick, das erst aus tapferen Soldaten eine schlagkräftige Armee macht. „Bislang“, so Jonathan Alford vom Londoner Strategie-Institut, hat noch jeder Nahostkrieg das gleiche Handicap aufgezeigt: Bei einer arabischen Streitmacht ist das Ganze weniger als die Summe der Teile. Die Araber haben es noch nicht gelernt, im System zu operieren.“

Die Israelis tun seit neun Jahren nichts anderes. Seit ihren Anfangsdebakeln im Jom-Kippur-Krieg, als sich Luftwaffe und Panzerkorps am Raketenriegel der Ägypter und Syrer blutig rieben, haben die Israelis hartnäckig im Verbund der Waffen geübt. Neun Jahre später ernteten sie reichlich Zinsen für ihr Lehrgeld. „Die Libanon-Kriegsführung funktionierte wie ein gigantisches Uhrwerk“, berichtete Hirsh Goodman, der Militärkorrespondent der *Jerusalem Post*, der in Reservisten-Uniform dabei war.

Diesmal operierte das Panzerkorps im Gleichtakt mit Infanterie (vorne) und Artillerie (hinten), die das Vorfeld von raketentragenden Feindsoldaten säuberten. Weitreichende Kanonen schossen der Luftwaffe wohl auch den Weg zur Luftherrschaft frei – indem sie die syrischen SAM's im Bekaa-Tal zerstörten. Am Himmel erkämpften die Israelis die Vorherrschaft im Verbund mit fliegenden Frühwarn- und Kontrollsystemen, die beim Duell der Piloten unsichtbar Regie führten. Während Landeinheiten auf der Küstenstraße nach Beirut vorrückten, sorgte die Marine mit präzisiertem Seeschuß für Flanken- und Frontalschutz.

Eine Lektion für die europäische Front fällt hier allemal ab. Der Panzer, nach dem Jom-Kippur-Krieg vorschnell als evolutionäre Niete verhöhnt, rollt und gedeiht. Nicht der Panzer ist tot, sondern nur *mancher* – zum Beispiel jener, der sich nicht im Verbund der Waffen bewegt. Das zeigt das krasse Mißverhältnis zwischen israelischen und syrischen Verlusten. Die Syrer verloren über 600, bei den Israelis sollen nur etwa 60 beschädigt oder zerstört worden sein.

Bei dieser Bilanz verfliegt auch der neuzeitliche Traum von der billigen Panzerabwehr, vom deutschen David, der – bloß mit der Raketenschleuder bewaffnet – ganze Panzerarmeen im „Fulda Gap“ aufhalten soll. Der Mensch, der eine Anti-Tank-Rakete lenkt, muß nicht nur treffen, sondern auch überleben. Dabei bietet er selbst ein „weiches Ziel“, wie es im Landserjargon heißt. Die Israelis haben im Südlibanon vorexerziert, wie man solche „Barrieren“ niederwalzt, bevor eigene Panzer überhaupt in Schußweite geraten: mit Streugranaten etwa, deren golfballgroße „Bomblets“ pro Kanonenschuß auf Hunderten von Quadratmetern alle ungepanzerten Ziele außer Gefecht setzen.

„Die Prinzipien des Krieges“, schrieb der italienische Clausewitz-Schüler Giulio Douhet vor 40 Jahren, „ändern sich nicht, weil die Spieler und das Spiel ewig gleichbleiben. Nur die Figuren auf dem Brett sind dem Wandel der Zeiten unterworfen.“ Die Technik ändert sich, das Gesetz des Handelns bestimmt der Mensch. ●

Marine in Gefahr?

Im Marine-Führungsstab auf der Bonner Hardthöhe und im Flottenkommando in Glücksburg geben sich Militärs und Techniker gelassen. Trotz der vielen Treffer im Südatlantik bleiben Überwasserschiffe für den Nato-Partner Bundesrepublik unverzichtbar: für die Sicherung des Nachschubs über den Atlantik, die Abriegelung der Ostseegänge und die Bekämpfung von U-Booten. Im Zusammenwirken mit einer nahezu lückenlosen Luftaufklärung und den landgestützten Marine-Kampffliegern kann die Flotte auch viel besser überleben, als eine einsame Armada am Ende der Welt. Zumal sich die Kampfbedingungen in den Küstengewässern Europas grundsätzlich von denen im Südatlantik unterscheiden:

- Die Briten mußten ihre Armada über einen Seeweg von 12 000 Kilometern an den Feind heranzuführen. Ihre Nachschubstrecke – ab Ascension Island – war immerhin noch halb so lang.

- Das Operationsgebiet der britischen Flotte lag innerhalb der Reichweite argentinischer Flugzeuge; deren Basen aber konnten die Engländer nicht ausschalten.

- Die britische Flotte von über hundert Schiffen mußte ohne Luftaufklärungsschirm auskommen.

In einigen wichtigen Punkten sehen sich deutsche Marine-Planer durch die Falkland-Erfahrungen unmittelbar bestätigt:

Erstens: Anders als die britische Navy verzichtet die Bundesmarine beim Bau von Kriegsschiffen auf größere Mengen von Aluminium. Als tödlich erwiesen sich bei der brennenden, aber nicht leckgeschlagenen *Sheffield* die Aluminiumaufbauten mit niedrigem Flammpunkt. Auch bei den deutschen Kriegsschiffen der ersten Stunde, den Zerstörern der „Hamburg“-Klasse und den Fregatten der „Köln“-Klasse, wurden noch Hunderte von Tonnen Aluminium verarbeitet. Das Leichtmetall hilft zwar Stabilitätsprobleme lösen: So können schwere Geschütze an Oberdeck und massive Radaranlagen sogar weit oberhalb des Schiffsschwerpunktes installiert werden. Nur: Einem Schiff, das wie die *Sheffield* selbst von einem Blindgänger in eine Fackel verwandelt werden kann, nützt die höhere Kenterstabilität wenig. Es dauert nur etwas länger, bis es untergeht.

Bei den neuen Bundeswehr-Fregatten der „Bremen“-Klasse, von denen die erste vor kurzem in Dienst gestellt wurde, ist deshalb der Aluminium-Anteil drastisch reduziert worden. Die notwendige Stabilität wird durch eine neuartige, dünnwandige Stahlkonstruktion des Schiffsrumpfes gewährleistet. Auf den älteren Schiffen wurden besonders gefährdete Teile (Feuerlöschanschlüsse, Kabelleitungen) durch nichtbrennbares Material ersetzt.